

Das Missionsgebiet "Bulawayo"

Das Missionsgebiet „Bulawayo“

Von P. Ignatius RMM.

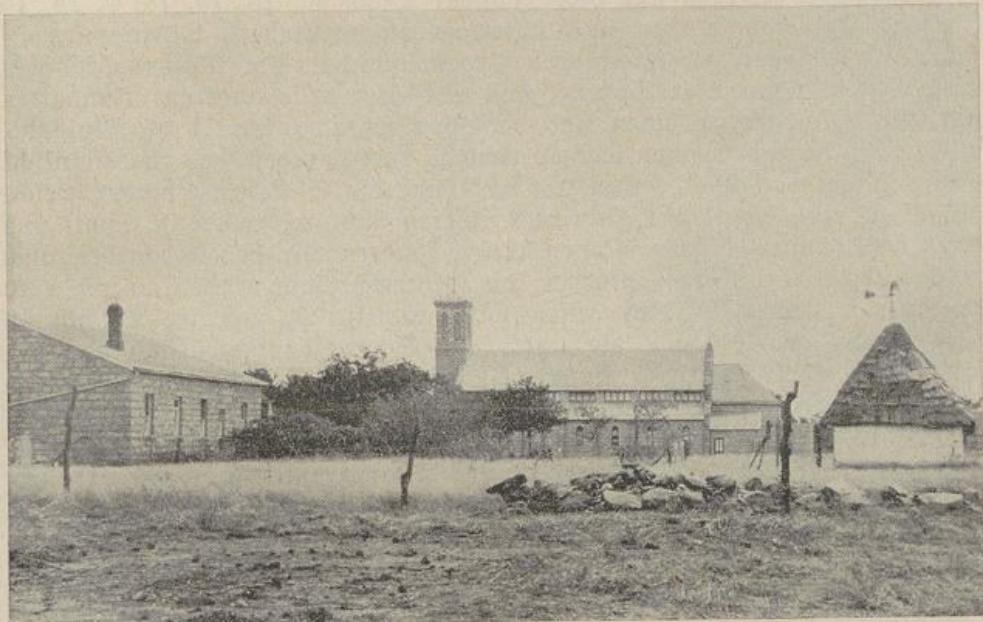
Im ersten Artikel, welcher unter dem gleichen Titel vor einiger Zeit erschienen ist, wurde gesagt, daß unser neues Missionsgebiet, wenn auf der Karte mit dem früheren verglichen, fast diametral entgegengesetzt liegt. Dann heißt es weiter: „Ich betone das nicht umsonst, denn der diametrale Gegensatz spielt auch in vieler anderer Beziehung eine bedeutende, ja erdrückende Rolle, worüber vielleicht ein andermal etwas mehr.“ Es sei das nun etwa in einigen Hauptlinien in den folgenden Zeilen dargestellt.

Wo immer die Rede von Gegensätzen ist, kann es in mehr als einer Hinsicht genommen werden. Dasselbe ist hier der Fall. Um den Gegensatz zwischen unserem früheren Gebiete im Nordosten Süd-Rhodesias (Mashonaland) und unserem gegenwärtigen im Südwesten Süd-Rhodesias (Matabeleland und Betschuanaland) hervorzuheben, kann man es unter vielfachen Gesichtspunkten tun. Einige nur seien herausgegriffen.

Landschaftliche Gegensätze. Ich weiß mich noch sehr wohl zu erinnern, wie ich vor zehn Jahren das erstmal Bulawayo berührte auf meiner Durchfahrt nach Mashonaland. Wie oft hatte ich seitdem den Ausspruch getan, daß ich mich in der Bulawayogegend nicht heimisch fühlen könnte? Warum? Ich selber bin ein Kind einer herrlichen Gegend (Bodenbach-Tetschen) und liebe die Berge, die Wälder, die Flüsse und Landschaftsszenerien. Das alles fand ich in Mashonaland und nichts von alledem sah ich 10 Jahre zuvor auf meiner Durchreise und fast nichts auf meinen vielen Durchreisen, die ich seit den zwei Jahren hier in unserem neuen Gebiete im Zug und im Auto zu machen hatte. Verwöhnt von daheim, verwöhnt von meinem ersten und letzten Anstellungsposten als Priester in meiner Heimatdiözese Gablonz a. N., verwöhnt von meinem lieben Triashill und den anderen Stationen unserer ehemaligen Mashonaland-Mission, konnte ich mich und konnten wir alle uns nicht an die neue Umgebung gewöhnen, wo alles so flach und tot und leb- und regungslos zu sein scheint. Nur gut, daß ich keine Zeit hatte, mich mit landschaftlichen Fragen zu beschäftigen, der Arbeit gab es ja von Anfang an so viel, daß dazu keine Zeit übrig blieb.

Ich weiß noch sehr gut, wie oft ich im Mashonaland mühsam auf allen Bieren zuweilen die Berge erkraxeln mußte, mein Rößlein entweder zurücklassend oder unterdessen anderswo hinziehend. Nie werde ich den wunderbaren Krankengang vergessen, für den ich drei Tage brauchte, 8 Stunden hin und 8 zurück zu Pferd, das sind zwei Tage; den dritten Tag, der dazwischen war, mußte ich 10 Stunden zu Fuß gehen in einer Szenerie, die mich meine große Müdigkeit ganz vergessen ließ, so prächtig und herrlich war sie. Ja, es gibt wirklich auch schöne Plätze in unserem Gebiete. Vor allem die weltberühmten Viktoriafälle des Zambesi-Flusses, die ja jene des Niagara weit übertreffen. Das ist ein Schauspiel, das man gesehen haben muß, das aber eine Beschreibung nie zu einem Erlebnis wird machen können. Sie bilden, wie der Fluß, die Grenze gegen Nord-Rhodesia. Die dortige Vegetation aber erstreckt sich kaum merklich ins Land hinein und es fiel mir sehr auf, daß kaum eine oder zwei Meilen vom Flusse weg der Wüsteneindruck wieder auftaucht . . . Dann sind zu erwähnen die Matopa-Steinberge und -formationen, ähnlich dem Elbe-Sandstein-Gebirge meiner Heimat bei Herrnskretschken (Böhmisches Sächsische Schweiz), die aber hier eine Art sehr harten Quarzes sind. Sie befinden sich etwa 27 Meilen

weit außerhalb Bulawayo und sind ein beliebter Ausflugsort der Stadtbevölkerung und ein Touristenort wegen der nationalen Wichtigkeit, da ja dort der Gründer Rhodesias, Sir Cecil Rhodes, begraben liegt und mit ihm noch zwei, welche sich um das Vaterland besonders verdient gemacht haben. Einer davon ist Katholik, der erst vor zwei Jahren im Stadtfriedhof exhumiert wurde, um dort in der rhodesianischen Walhalla sein dauerndes Grab zu finden. Wir nahmen an diesem Staatsbegräbnisse teil. Nachdem ich aber diese beiden Sehenswürdigkeiten erwähnt habe, bin ich auch schon am Ende aller Herrlichkeit, wenn ich nicht noch die hie und da recht nett sich erhebenden Berge und Hügel erwähnen und einschließen will, die innerhalb des Gebietes sich befinden. Das ganze Land ist mehr



Empadeni in Bulawayo: Kirche und Pfarrhaus

oder weniger eine große Ebene, die sich durch ungeheure Wasserarmut auszeichnet, die nur alle paar Jahre einmal unterbrochen wird durch etwas ausgiebigere Regengüsse, wie z. B. heuer es der Fall ist. Wenn aber der Regen kommt, erhält das Land einen feinen, gefälligen, anziehenden Anstrich, daß man wirklich daran Gefallen finden möchte, wenn man nicht die Kehrseite des Ganzen in Betracht zieht.

Ich fuhr heuer einmal zu einer Privatfamilie, um dort Gottesdienst zu halten. Da sprach ich vom herrlichen Anblick der Felder und Bäume usw. Der Herr sagte darauf nur: „Nicht wahr, jetzt ist die rechte Zeit, Farmen zu kaufen!“ Ich wußte, was er sagen wollte: Wer sich nun übertölpeln läßt, hat es später zu bereuen Zu einer Zeit, wo heuer im Frühling unsere rhodesianische Seite an den Bäumen schönes Grün hervorgebracht hatte, sah ich auf meiner Reise durch das Betschuanaland — ich hatte über 700 Meilen durchfahren — kaum einen Baum mit einem grünen Ansatz, nur nackte Zweige rangen zum Himmel um Wachstum und Regen. Der Redakteur der Missionszeitschrift der Väter der Gesellschaft Jesu hier in Rhodesia, der sich in der ersten Nummer von 1932 im Leitartikel dieses

„Zambesi Mission Record“ über die Teilung und Aufteilung der Missionsgebiete äußert, hat recht, wenn er behauptet, daß das uns zugewiesene Gebiet „ungeheure Strecken von Wüste und von Sumpf enthält, wo menschliche Niederlassungen wenig zu finden sind und die wenigen weit auseinander liegen.“ Da war doch unser altes Mashonaland etwas ganz anderes dagegen. Allein, wir müssen es nun vergessen und uns heimlich zu fühlen trachten in der neuen Umgebung . . .

Gegensätze in der Bevölkerung. Da gleich etwas, was den ziffernmäßigen Gegensatz anbelangt. Im Mashonaland finden wir Distrikte mit 24, 30, 28, 31, 34, 25, 38, 24, 29 Tausend Eingeborenen. Im Bulawayo-Gebiet (ohne Bechualand einzubeziehen, das sehr dünn bevölkert ist) haben wir dagegen nur diese Zahlen: 7, 30, 50, 18, 13, 18, 9, 14, 10 Tausend und das in den uns übertragenen achtthalb Distrikten.

Dann etwas von der sprachlichen Gegensätzlichkeit. Im Mashonaland hat man eigentlich nur eine Sprache, das Chishona. Alle anderen Mundarten sind nur Dialekte der einen und derselben Sprache. Da ist die Aufgabe, Mission zu betreiben, schon leichter gemacht. Hier dagegen, das rhodesianische Gebiet allein betrachtet, haben wir nicht nur die Sintebale-Sprache, welche allerdings eine Abart des Zulu aus unseren Natalmissionen ist, somit uns keine bedeutenden Schwierigkeiten bietet, sondern wir haben daneben auch noch mancherlei andere Sprachen, die beherrscht sein wollen, wenn man den armen Leuten wirklich helfen will, auch z. B. nur im Beichtstuhl. Hier in Bulawayo haben die unter den Schwarzen angestellten Priester jeden Sonntag in 4 oder 5 Sprachen Beicht zu hören. Ich habe einmal im Kohlenbergwerk Wankie bei Gelegenheit des Besuches für die dortigen Weihen auch in der Eingeborenenkirche Beicht gehört, habe aber ausdrücklich gesagt, daß ich nur Sintebale- und Mashonabeichten entgegennehme und ich weiß, wie wenige zur hl. Beichte kamen und unter diesen wenigen ziemlich einige, die mich dranzukriegen versuchten, indem sie die Anfangsworte in der genannten Sprache sagten, dann aber alsbald in ihre Chiremba-Sprache verfielen . . .

Endlich noch etwas, was die Charakter-Gegensätze der Leute in unserem früheren und jetzigen Gebiete anbelangt. Es sind unter unseren Nachfolgern im alten Gebiete welche, die die Matabele den Mashonas vorziehen. Als ich das einmal hörte, widersprach ich sofort, worauf mir zur Antwort wurde: „Nun, ja, Sie müssen die Leute besser kennen, denn Sie haben dort länger gearbeitet.“ Alles in allem genommen, ziehen wir, die wir einst dort im Mashonaland gearbeitet hatten (das Glück hatten, dort arbeiten zu dürfen, möchte ich lieber sagen!), die Leute dort den hiesigen vor. Sie sind viel gutmütiger, einfacher, williger, anspruchsloser, uneigen-nüchter, kindlicher, anhänglicher und dankbarer. Ich muß gestehen, daß ich nicht viel direkte Erfahrung bezüglich des hiesigen Volksstamms habe, da ich nie direkt unter den Leuten arbeitete, aber ich bin lange genug unter den Zulus gewesen, deren Landsleute ja die hiesigen Matabele sind (Flüchtlinge aus dem berüchtigten Tschakas blutigen Zeiten) und weiß darum sehr wohl, wie vorteilhaft die schwarzen Schwestern, welche aus dem Mashonaland dorthin kamen, unter den Zulus abstachen! Zudem weiß ich aus verschiedenen Berichten meines Missionspersonals genug, um mir ein Urteil zu bilden.

Missionelle Gegensätze. Da kommen zunächst in Betracht die ausgebauten Stationen mit residierenden Priestern. Wir hatten bei unserem

Weggange vier Stationen in Betrieb. Drei weitere waren für einen Missionar eingerichtet gewesen. Hier übernahmen wir — außer der Weizenseelsorge in der Stadt und einer zweiten Seelsorge bei den Schwarzen der Stadt — eine einzige Hauptstation, von welcher 8 Meilen weiter eine andere Station abhing, die aber seelsorglich nicht ganz selbstständig dastand. Auf dreien unserer Hauptstationen im Mashonaland hatten wir solid ausgebaut Häuser und Kirchen in bestem Zustande zurückgelassen. Hier fanden wir in der Stadt bei den Weizen eine sehr schöne Kirche, äußerlich fein, innerlich rein, aber sehr reparaturbedürftig; in der Schwarzenpfarrei ebenso eine außen schön dastehende Kirche, die aber innen viel Aus- und Umbau nötig hatte. Auf der Hauptstation der eigentlichen Mission ist



Bulawayo: Stadtkirche der Unbesl. Empfängnis und Pfarrhaus

eine feine Steinkirche, ein Prunkbau nach außen, aber leider innen nichts weniger als empfehlenswert, da besonders die weißen Ameisen ihr unheilvolles Werk an ihr so gründlich getan haben, daß uns nun das Dach über den Köpfen zusammenzufallen droht; und die Wände sind auch dementsprechend. Das steinerne Priesterhaus ist nicht viel besser. Die nett stehenden Gebäulichkeiten der Schwestern auf dieser Station und alle Gebäude außer der annehmbaren Ziegelfkirche auf der Nachbarstation gehören als Eigentum vollständig den Schwestern. Die übrigen Bauten auf den einzelnen Plätzen sind nicht von besonderer Art und sind zum Teil recht baufällig.

Nun ein Wort zur wirtschaftlichen Verschiedenheit. Unsere Hauptstationen im Mashonaland hatten sich mehr oder weniger selbst erhalten können. Sie alle hatten eine ziemliche Anzahl ständig dort lebender Kostschüler, Buben wie Mädchen, die fest zugriffen auf Feld und Arbeitsplätze, sodaß man mit einiger Mühe und der Hilfe von Wohltätern ein Auskommen fand, kümmerlich, ja, aber immerhin ein Durchkommen. Bis zum letzten Augenblick waren wir dort am Schaffen und ließen alles im entsprechenden

Zustände zurück, sodaß man sofort weiter tun konnte. Hier in der Bulawayo-Mission hat wirtschaftlich nur die eine Haupt-Missionsstation Bedeutung gehabt. Aber es sind da keine Kostkinder zu finden gewesen, mit Ausnahme einiger weniger Buben, um eine kleine Schule zu halten. Die wirtschaftliche Bedeutung der Station war einst bedeutend, aber leider ist das im Laufe der letzten Jahre, bevor wir den Platz übernahmen, erstaunlich zurückgegangen, wie einige Übersichtstabellen offizieller Natur mit unzweifelhafter Deutlichkeit beweisen. Unser Anfangen war nicht ein Weiterarbeiten, sondern ein mühsamer Neubeginn, und Trockenheit und eine Art Rinderpest hatte uns den „Rest gegeben“ . . . Unsere neue Mission hier muß einzig und allein vonbarem Gelde leben, das wir uns mühsam erbetteln müssen von unseren lieben Wohltätern auf allen möglichen Wegen. Das ist fürwahr ein hartes Brot! Was die Regierung für die Schulen gibt, das deckt bei weitem nicht einmal die Auslagen für die Lehrer, dabei sind die Auslagen für Schulbau und -erhaltung nicht eingerechnet und nicht die anderen Auslagen, die drum und dran sind. Was die Eingeborenen spenden, ist gleich Null zu halten. Letzten Sonntag lagen auf dem Opferteller einer Kirche 9 Pfennig . . . Und da soll man noch die Mission ausbreiten, neue Stationen gründen, Kirchen bauen, Schulen einrichten, charitative Anstalten in die Hand nehmen usw. Ob das so leicht ist und besonders in der jetzigen schweren Zeit der Depression, unter welcher auch wir leiden?

Zu den missionellen Gegensätzen gehören die Missionswerke. Vor allem die Schulen. Ich greife nur etwas heraus aus unserem alten Gebiete. Zur Zeit der Übergabe hatte dort (ich schließe die Schulen auf der Station selber aus) der eine Priester 12 Außen Schulen zu besorgen, sein Hilfspriester 10 andere. Der Nachbarpriester hatte 13 zu betreuen. Das macht 35 Außen Schulen zweier Hauptstationen; auf den beiden anderen Hauptstationen werden es zusammen nicht viel weniger gewesen sein. Als wir hier die neue Mission übernahmen, fanden wir auf der Hauptmission vier Außen Schulen, die sämtlich innerhalb der Grenzen der eigenen großen Farm gelegen waren. Von der schwarzen Stadtpfarrei aus waren 8 Schulen besorgt worden, was zusammen 12 ausmacht. 1 oder 2 andere Außen Schulen befanden sich außerdem im Gange, welche von der Hauptmission aus besorgt waren. — Dann sollte ich die Anstalten erwähnen, die für verschiedene Zwecke da sind. Da hatten wir dort im alten Gebiete eine Kleinkinderbewahranstalt d. h. Waisenhaus, ein Lehrerseminar, welches aber mit Einwilligung der kirchlichen Obern kurz vor dem Weggang an einem anderen Orte zentralisiert wurde, Handwerkerschulen, Heime für gefährdete Mädchen und Frauen, Apotheken, Krankenheime und ein Heim für Kandidatinnen des Ordensstandes und ein anderes Heim für Mädchen, die sich lebenslänglich zum Stationsdienste verpflichtet hatten und eine große Hilfe waren. Hier aber fanden wir bei der Übernahme außer einer Handwerkerschule, verschiedenen Mädchenkursen und zwei Apotheken, welche letztere Eigentum der Schwestern waren, nichts weiteres vor. — Missionell wären auch die Missionserfolge von Interesse. Da sollten nun die Statistiken reden, was mich aber zu weit führen möchte, da alles Numerische immer relativ zu nehmen ist und nie absolut, ein Fehler der nur allzu oft gemacht wird. Ich will nur darauf verweisen, was man für gewöhnlich vom Mashonalande sagt, daß es das rhodesianische Uganda sei; und will verweisen, nur um objektiv und treu zu sein, auf einen Satz, den einer unserer Nachfolger im Mashonaland niederschrieb und der in den Katholi-

schen Missionen (1930, Nr. 4, Seite 121) zu finden ist: „Die Mariann-hiller Missionare haben hier gut gearbeitet und man muß ihnen das Zeugnis geben, daß sie tüchtige, eifrige Missionare sind; es ist eine Freude, solch schöne Stationen zu übernehmen.“

Damit habe ich aber auch kurz unsere ganze Tätigkeit markiert, die sich im Mashonaland vom Jahre 1896 bis 1929 erstreckte. Unsere Vorgänger hier in unserem neuen Missionsfeld haben 1880 bei Alt-Bulawayo (besteht nicht mehr als solches) angefangen und haben die Hauptmission 1887 übernommen, sie jedoch wegen Unruhen nach zwei Jahren wieder aufgenommen, um sie endgültig 1895 wieder aufzunehmen.

Ich will schließen, ohne, wie ich anfangs sagte, alle Gegensätze anzuführen. Darf ich fragen: Wer will beten für uns alle hier? Darf ich fragen: Wer will einmal kommen, um hier mitzuhelfen am Ausbau des Gottesreiches?! . . . Herr, die Ernte ist groß, sende Arbeiter in Deinen Weinberg! Herr, die Not ist groß, sende Hilfe Deinen Arbeitern in Deinem Weinberg, wecke Wohltäter für sie, auf daß „das Wort des Herrn dahineile und vervollkommnet werde“ (2. Thess. 3,1).

(A. d. R.: Inzwischen ist „Bulawayo“ Apostolische Präfektur geworden).

Kus' eduze! — Es ist nahe!

Von P. Otto Heberling, RMM.

Das obige Wort: Kus' eduze! — Es ist nahe! — ist unsren Missionaren in Süd-Afrika wohl bekannt. Die Eingeborenen führen es oft und oft im Munde. Gegen das Wort wäre ja absolut nichts einzuwenden. Es ist ein schönes Wort. Die Missionare haben aber schwerwiegende Gründe, misstrauisch zu sein, wenn sie dieses Wort aus dem Munde der Eingeborenen vernehmen. Die Eingeborenen haben vorläufig noch andere Begriffe und Vorstellungen als die Europäer und sind höchst erstaunt, wenn ein Missionar, den sie z. Beispiel zu einem Kranken rufen, eine Strecke, die sie als sehr nahe bezeichnen, als sehr weit betrachtet. Die Eingeborenen haben im allgemeinen eben immer Zeit übrig. Sie schätzen und lieben die Gemütlichkeit, kennen noch nicht die nervöse Hast und Eile der Europäer und lassen sich deshalb auch nicht leicht aus der Ruhe bringen. Gemütlichkeit und Ruhe sind sicher gute Eigenschaften der Schwarzen; aber mit ihrem weitgehenden Gebrauch des Wortes: Kus' eduze! brachten sie doch auch schon manchen Missionar nicht bloß in Harnisch, sondern in Verlegenheit und Unannehmlichkeiten. Ich will nur ein Beispiel anführen:

Im Verlaufe der Wochen, die ich als Diacon auf der Missionsstation Maris Stella zubrachte, kam eines Tages eine Zuluknabe gelaufen und meldete: Umsi wetu uhagula tafulu! (Mein Bruder ist schwer krank). Der Kranke war schon getauft. Die ganze Familie war christlich. Ferner stand fest, daß der kalte Bruder des Boten schon zum völligen Gebrauch der Vernunft gelangt war. Der Missionar hätte also versuchen müssen, die erste Beichte abzunehmen und ihm die letzte Ölung zu erteilen im Falle der Todesgefahr. Das war nun aber nicht so einfach. Der Missionar der Station war auf einer anderen Missionsstation